

Studentinnen unterrichten in der Primarschule

Im WB-Artikel unter dem Titel «Studentinnen unterrichten» las ich kürzlich über die fehlenden Lehrpersonen in acht Oberwalliser Gemeinden. Da krochen in mir nostalgeische Gefühle wie ein Schwarm von Glückskäfern über mein Seelengitter und liessen mich in Erinnerungsoptimismus schwelgen. Denn als ein Glück empfand ich es damals – es sind jetzt fast fünfzig Jahre her, ich stand als 19-Jährige mitten in meinem letzten Ausbildungsjahr am Lehrerinnenseminar –, hinauszufliegen in eines der abgelegenen Dörfer. Endlich die eigenen Vorstellungen von Unterricht umsetzen. Mich verschlug es hinauf in das sonnige Safrandorf Mund, in die Oberstufe der Mädchen.

Das Schulhaus – ein wunderschönes Holzgebäude, die Schulzimmer hell und warm. Buben und Mädchen wurden damals noch getrennt unterrichtet. Mir sollte das recht sein. Schliesslich galten die Buben als undisziplinierter, impulsiver und allgemein schwieriger. Das Bild vom bösen Buben und dem braven Mädchen hing noch in unseren Köpfen. Wie die grossen Buben dort oben waren, kann ich nicht beurteilen. Sie liessen meine Mädchen und mich in Ruhe. Ob die Mädchen wirklich braver waren, darüber machte ich mir keine Gedanken. Ihr ausgeprägter Hunger nach Neuem liess alles andere in den Hintergrund rücken. Der Zeitgeist, nach dem nun endlich die Mädchen die gleichen Chancen in der Ausbildung bekommen sollten, schwuppte auch hinauf in dieses nur über die Seilbahn erreichbare Dorf.

«Autonomie im Schulzimmer öffnet die Schleusen der Kreativität»

Wissen ist Macht – ein geflügeltes Wort. Die Mädchen spürten instinktiv: Wenn ich die Aufnahmeprüfung für die Sekundarschule im Institut St. Ursula in Brig schaffe, lassen sich viele Türen für meine Weiterschulung öffnen. Die Mädchen sprachen kaum über diese Prüfung, die der 6./7. Klasse am Ende des Jahres offenstand, doch in ihren Köpfen blinkte es gewaltig. Abends erschienen sie oft im Schulhaus, um noch irgendwelche Fragen zu klären. Die Neugier dieser Mädchen riss mich mit ihnen hinein in den Strudel, der sie weitertreiben sollte. Natürlich war auch ich in der damaligen Zeit überzeugt, die Gleichberechtigung der Frau und der Aufbau ihrer Identität laufe über die Leistung. Ich bin, was ich leiste. Nicht mehr im Haushalt, sondern im Beruf. Abgesehen von den dunklen Seiten dieses Leistungsdenkens, es gab den Mädchen einen inneren Antrieb, sich herauszuwinden aus Bisherigem. Neue Berufsfantasien zulassend. Ich lernte, wie diese Mädchen einen Schwung ins Klassenzimmer brachten, der auch die leistungsschwachen Schülerinnen mitzog.

In einem Lesewettbewerbsspiel, bei dem jede so lange lesen durfte, bis sie einen Fehler machte, riefen die Mädchen bei einer leseschwachen Schülerin: «Lassen Sie sie doch weiterlesen bis zum Ende des Abschnitts!» Für mich war dies einer der berührendsten Momente des Schuljahres. Obwohl die Schülerinnen dieses Spiel liebten und einander akribisch unterbrachen, hatten sie genau begriffen, was soziale Gerechtigkeit im Schulzimmer heisst. Dies auch dank einem charismatischen Schulinspektor aus Naters, der unbüroatisch die besonderen Bedürfnisse einiger meiner Schülerinnen absegnete. Prüfungen und Noten rückten in den Hintergrund. Von einem Schülerdossier war noch keine Rede – zum Glück. Nicht auszudenken, wie viel Zeit mir diese Arbeit geraubt und wie es die Schülerinnen abgestempelt in eine Ecke gedrängt hätte. Autonomie im Schulzimmer spart Zeit und öffnet die Schleusen der Kreativität.

Zwar ist unsere Schule heute nicht mehr vergleichbar mit der damaligen. Trotzdem erhoffe ich mir von den Studentinnen, dass sie mit ihrer jugendlichen Risikofreudigkeit und positiven Naivität überzeugen und einige der über die Jahre zu einem Monster verkommenen Vorschriften elegant überfliegen.



ESTHER PFAMMATTER-HUTTER
FACHPSYCHOLOGIN
FÜR PSYCHOTHERAPIE, I.R.

ECHO VOM BERG

Von Käfern, Kartoffeln und Klimawandel

Von allen alarmierenden Nachrichten, die uns täglich von der Klimafront erreichen, mag Ihnen, geneigte Leserin, geneigter Leser, diese weiss Gott als die lapidarste und banalste erscheinen: Der gemeine Kartoffelkäfer ist Mitte August definitiv in Obergesteln angekommen!

Velleicht schütteln Sie den Kopf und fragen zu Recht: Na und? Und doch ist es ein bemerkenswertes, wenn nicht sogar historisches Naturereignis. Obergesteln war über lange Zeit eine Hochburg des alpinen Kartoffelanbaus. Die vier Hektaren Äcker, die heute noch kultiviert werden, sind die letzten Zeugen einer ehemals blühenden, einzigartigen und wirtschaftlich wichtigen Ackerkulturlandschaft. Der Kartoffelkäfer kam darin nicht vor. Er habe es, wissen die Biologen, zu seiner Vermehrung im Sommer gerne heiss und trocken. Darum waren jene im Dorf, die davon etwas verstanden, überzeugt, der kalte Grimsler werde dem gefürchteten Schädling im oberen Goms schon die Stirn bieten.

Doch jetzt ist er da, quasi als Reisender des Klimawandels – und wird womöglich dem Rest des Ackerbaus den Garaus machen. So wird bald einmal aus der Erinnerung erklärt und erzählt werden müssen, was auf den alten Fotos die hundertfach ausgemachten Hosenblätze an den besser frostgeschützten Hängen sonnenhalb überhaupt zu bedeuten hatten. Die althergebrachte Drei-Felder-Wirtschaft mit Winterroggen, Gerste und Kartoffeln war die wichtigste Existenzgrundlage der bäuerlichen Bevölkerung. Noch vor hundert Jahren wurde allein in Obergesteln auf 24 Hektaren Ackerbau betrieben, was bei einer durchschnittlich 230 Quadratmeter grossen Parzelle an die tausend Äcker ergab.

Die eigentliche Blütezeit des Kartoffelanbaus liegt weniger weit zurück. In den 1950er- und 1960er-Jahren entwickelte die Initiative Saatgutproduzenten-Genossenschaft Obergoms den Anbau und den Verkauf von qualitativ hochwertigen Saatkartoffeln der Sorte Bintje zum ertraglichen Exportgeschäft. In den besten Jahren wurden zwischen Grenziols und Oberwald im Winter bis zu 470 Tonnen sauber erlesenes, plombiertes Saatgut auf die FO-Bahnhöfe geschlitten und damit 47 Eisenbahnwagen zum Versand vollgeladen. Es war fast ein Fest, jedenfalls ein besonderes Ereignis auch für uns Kinder, die schon beim

«Härfälpelgrabä» im damals noch schulfreien September und Oktober mit dem Verbrennen des Kartoffelkrauts und dem Aussortieren der «Gaglä» ihren Teil zur Ernte beitragen.

Das Saatgut spülte gutes Geld in die spärlichen Kassen der Bauernfamilien. Der Kilopreis lag damals auch dank Zuschüssen von Bund und Kanton bei 52 Rappen. Die 70000 Franken, die dadurch zum Beispiel in Obergesteln in einem Jahr ins Dorf flossen, waren für die damaligen Verhältnisse willkommene Einkommen. Das fand auch allgemeine Anerkennung. Unser Nachbar Alfred Jost selig, der nicht nur vom Anbau sehr viel verstand, sondern auch die Produzenten-Genossenschaft leidenschaftlich vorwärtsbrachte und diszipliniert auf Trab hielt, wurde talauf und -ab sogar mit dem volksmündlichen Titel eines «Härfälpelkäpf» verdiertmassen geadelt.

Als ab den 1970er-Jahren die besseren Zeiten hereinbrachen und insbesondere die Jungen der Landwirtschaft und dem Tal den Rücken kehrten, war es bald einmal vorbei mit der alten Kartoffelkultur. Zurückkehren wird sie kaum mehr, wo nun auch noch der Käfer den Leuten das Ganze verleidet. Gleichwohl könnten wir aus dem, was unsere Vorfahren zuwege brachten, das eine oder andere lernen. Zum Beispiel: Gerade im Berggebiet auf die eigenen, natürlichen Gegebenheiten setzen, statt immer neuen, künstlich gepuschten Trends nachzurennen. Und die wichtigen Dinge wieder genossenschaftlich aufgleisen, wie dies früher bei allen funktionierenden Strukturen des Gemeinwesens zwangsläufig erforderlich war.



BEAT JOST
GEMEINDEPRÄSIDENT
IN ALBINEN

BLICK ZURÜCK

Der Prinz und das Alphorn



Royerer Gast. Am 12. September 1965 besuchte der König von Dänemark, Friedrich IX., das Oberwallis und wurde auf dem Grimselpass herzlich empfangen.

COPYRIGHT: PHILIPPE SCHMID



MEDIATHEQUE
MEDIATHEK
wallis martigny wallis